In harter Schule.

Roman von O. Elster.

(7. Fortsetzung.)

Er stellte ganz entschlossenlich fertigen, aber seine Stimme glitt doch mit leichter Erregung aus seiner Kehle nach dem Bilde Ilse zu. Er wußte nicht gut, doch die Durchführung seines Planes für den Moment eine Unmöglichkeit war, und Ilse machte es noch um Hilfe, daß seine Worte nur eine Verpflichtung für sie sein sollten. Sie war tief unter und betrachtet durch seine Worte.

„Sie sind sehr gütig," entgegnete sie Bedauert, „aber wir können Ihr Anerbieten nicht annehmen."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich keine Möglichkeit sehe, Ihr Darlehen zurückzuzahlen. Es wäre unverantwortlich von uns, es anzunehmen."

Er kämpfte mit sich, um ruhig und geschäftsmäßig zu bleiben, aber dann brach es doch leidenschaftlich aus ihm hervor:

„Ilse — Fräulein Ilse — können Sie mich denn nicht verstehen? Wollen Sie mich nicht verstehen? — Ich kann Sie nicht leiden sehen — Sie wissen doch, daß jedes Leid, das Ihnen zustößt, den schmerzlichsten Widerhall in meinem Herzen hervorruft. Ich konnte Ihnen nicht helfen im Hinblick auf meinen Bruder, der Ihnen so ans Herz gewachsen war — nun lassen Sie mich Ihnen wenigstens helfen, wo es sich um Ihren eigenen Bruder handelt und wo es mir möglich ist. Lassen Sie uns Freunde bleiben, haben Sie selbst mir noch jüngst zugerufen, — nun, von einem Freunde nimmt man doch auch wohl einen Dienst an. Oder bin ich nicht mehr Ihr Freund? Sind Sie zu stolz, von mir einfachem Kaufmann, von dem armseligen Krüppel einen Dienst anzunehmen?"

„Halten Sie ein, Karl Adolf!" unterbrach sie ihn hastig. „So dürfen Sie nicht sprechen. Ich schätze Ihre Freundschaft hoch — ich würde gern jede Hilfe von Ihnen annehmen, — aber darf ich es hier, wo keine Möglichkeit besteht, Ihnen Ihre Güte zu vergelten?"

Seine Wangen färbte dunkle Röte, seine dunklen Augen flammten, seine schmalen Lippen zuckten, es war, als wenn ein Krampf seinen Körper durchzitterte. Er preßte die Faust auf sein wildpochendes Herz und stockend, atemlos sagte er:

„Wenn ich nicht der armselige, mißgestaltete Mensch wäre, würde ich Ihnen anders antworten können! Ich würde vielleicht einen Lohn von Ihnen fordern, und Sie würden ihn mir vielleicht gewähren können, an den ich in meiner Mißgestalt nicht denken darf. Mir muß das Bewußtsein, Ihnen geholfen zu haben, Ihnen Kummer und Leid zu ersparen, Lohn genug sein. Ich muß meine Genugtuung, mein Glück in diesem Gedanken finden — und lassen Sie mir wenigstens dieses karge Glück, Ilse, da ich auf kein anderes Glück hoffen darf. Lassen Sie mich für Sie sorgen, — das ist alles, um was ich Sie bitte."

Sein Auge ward feucht, es zuckte krampfhaft in seinen Mienen, er wandte sich ab und bedeckte die Augen mit der Hand.

Ilse hatte wohl den tieferen Sinn seiner Worte verstanden; sie wußte, daß er sie liebte, und ein inniges Mitgefühl erfüllte ihr Herz mit ihm, der so edel und tapfer seine Liebe zu unterdrücken strebte. Zugleich erwachte aber auch ein opfermütiger Gedanke in ihrer Seele. Das großmütige Anerbieten seines Darlehens, das nichts weiter als ein Geschenk, ein Almosen war, konnte sie nicht annehmen, würde auch ihr Vater und ihr Bruder nicht angenommen haben, dazu waren sie viel zu stolz, aber wie, wenn sie Karl Adolfs Braut und Gattin würde? Wenn sie seine Großmut durch ihre Liebe und Treue belohnte? Sie liebte ihn nicht mit jener Liebe, von der sie einst geträumt hatte; aber der Traum dieser Liebe war ja längst davongeflogen, der, dem diese Liebe gegolten, hatte sie verlassen, hatte ihre Liebe wohl schon längst vergessen, war ihrer unwürdig geworden; was half es da, diesem Traum noch immer nachzuhängen? Und für Karl Adolf fühlte sie aufrichtige Freundschaft. Wenn sie ihm keine Liebe entgegenbringen konnte, so doch innige Freundschaft, hohe Achtung und stete Treue.

In seinem mißgestalteten Körper wohnte eine edle Seele, in seinem Herzen wurzelte tief die Liebe zu ihr. Würde sie nicht sicher und zufrieden an seiner Seite leben, der von hohem Edelsinn, von der zärtlichsten Liebe, von der standhaftesten Treue beseelt war? Von einem anderen Glück hatte sie geträumt, aber wem erfüllte das Leben diesen Traum des Glückes?

Sie trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf den Arm, unter deren Berührung er erschauerte.

„Karl Adolf", sprach sie leise und weich, „haben Sie mir wirklich nichts anderes zu sagen? Halten Sie mich für so undankbar, daß ich all Ihre Sorge um mich nicht tief im Herzen empfinde? Denken Sie an kein anderes Glück, an keines anderen Leben?"

„Hab' nur ich keine Wahl?", kam es rauh von seinen Lippen, „was hilft es mir?"

„Wollen Sie mich nicht verstehen, Karl Adolf?"

Da hob er sie an, und ihre Blicke tauchten tiefer und tiefer gehend in einander, bis eine leichte Röte Ilse's Wangen überzog und sie den Blick senkte.

„Ilse" — seine Stimme klang rauh und heiser — „Ilse, wäre es denn möglich? Ich — ich armseliger Mensch sollte des höchsten Glückes teilhaftig werden, daß sich einer Mannes Herz erschließen kann? Ich sollte dich lieben dürfen, ich sollte für dich sorgen dürfen, bis die Tage des Lebens ebnen, daß du sorglos und heiter, glücklich und zufrieden dahinschreiten könntest? — Ach, zerstöre den Traum noch nicht! Laß mich noch weiter träumen, das Leben zerstört ja noch früh genug diesen Traum."

„Kann der Traum nicht Wirklichkeit werden?"

„Ilse....?!"

Er sank zu ihren Füßen nieder, preßte sein Gesicht in ihre Hände und schluchzte wie ein Kind.

Dann sah er zu ihr empor und ein Strahl der seligsten Freude verklärte sein blasses Gesicht, daß es fast schön erschien. Sie hob ihn empor, und er lehnte das Haupt an ihre Schulter, während ein halberstickiges Schluchzen seinen Körper erbeben ließ.

„Ich will dir eine treue Gefährtin auf dem Lebenswege sein, Karl Adolf," sprach sie weich und freundlich.

„Es ist undenkbar — was werden die Leute sagen — was deine Verwandten?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Um die Leute kümmere ich mich nicht," entgegnete sie lächelnd, „sie haben sich auch nicht um mich gekümmert. Und meine Verwandten? — Ich bin gewohnt, selbständig meinen Weg zu wählen — mein Vater wird uns seinen Segen geben, und das genügt mir."

Er küßte ihre Hände.

„Ich danke dir — ich danke dir", stammelte er, noch ganz verwirrt durch das Glück, das ihm Herz und Seele erfüllte. „Ich will dir dienen — du sollst meine Königin sein — oh, du sollst sehen, daß auch in diesem häßlichen Körper eine Fülle des Glückes wohnt...."

„Wenn du mich lieb hast, Karl Adolf", sagte sie lächelnd, „so vergiß, daß die Natur dir keine äußerliche Schönheit verliehen hat. Daß daran das Glück nicht hängt," setzte sie mit leichter Bitterkeit hinzu, „das haben wir beide jetzt genugsam erfahren. Ueber aller Schönheit des Körpers steht die Schönheit der Seele."

„Die du beide in dir vereinigst..."

Sie legte ihm leicht die Hand auf die Lippen.

„Nicht so, Karl Adolf...."

„Verzeih' — aber ich bin ja trunken von Glück, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Doch ja — laß mich zu deinem Vater gehen. Er sitzt in Sorge und Gram — er soll teilnehmen an unserm Glück — er soll nicht mehr traurig sein. Die Sorge um seinen Sohn will ich ihm abnehmen — jetzt habe ich ein Recht dazu, und du, mein stolzes Mädchen, darfst dich nicht mehr weigern, meine Hilfe anzunehmen."

„Ich weigere mich nicht mehr, Karl Adolf, und vertraue dir, daß du deshalb nicht geringer von mir denkst..."

Da schloß er sie in die Arme, und sie wehrte ihm nicht, als er ihre Lippen küßte.

9. Kapitel.

Das Regiment der Fremdenlegion war nach der blutigen Bestrafung des Beduinenstammes, die der Truppe ebenfalls manchen Mann gekostet hatte, in seine alte Garnison wieder eingerückt, und wenn man ihm auch nach der blutigen Arbeit, nach den ungeheuren Strapazen des Kriegszuges durch wilde und wüste Gegenden einige Tage Ruhe gönnte, so begann doch bald wieder das harte Leben des Alltags, das dem Legionär kaum eine Stunde im Tage Ruhe gönnte. Am Morgen ward exerziert oder marschiert bis zur völligen Erschöpfung; nach einer kurzen Mittagspause ging es unter strenger Bewachung in die Stadt oder in das Land hinaus zu harter Fronarbeit. Da mußten Straßen gereinigt werden; der städtische Park in Ordnung gehalten werden; Wege wurden angelegt, Kanäle gebaut, ja selbst zu der ekelhaften Arbeit der Reinigung der Kloaken wurden die Legionäre verwandt, gegen einen Lohn, für den kein chinesischer Kuli gearbeitet haben würde.

Frankreich, das große, reiche Frankreich, nutzte die Arbeitskraft der armen Burschen, die der Leichtsinn in die Reihen der Legion geführt, die sich aus Not und Elend, aus Verzweiflung und Reue in die Legion geflüchtet hatten, in rücksichtslosester Weise aus.

Nur wenn Mond hatten die Offiziere, die nicht gewohnt zur Arbeit kommandiert hatten, einige freie Stunden, die sie für sich verwenden konnten. Dann schlenderten sie in der Stadt umher und kehrten in den billigsten Cafés und niedrigen Kneipen des Hafenviertels, in denen der Zutritt in die besseren Kreise der Stadt nicht gestattet war.

In einer kleinen Weinkneipe, die ein spanischer Jude mit seiner buntblütigen, schmutzigen, üppigen Tochter unterhielt, saß Fritz Grundlach mit Joseph Gundlach vor einem Krug des schweren algerischen Weines, der fruchtig und klig im Rohr Blutbrennen und das Blut erhitzte und die Sinne erregte.

Fritz war von seiner Verwundung genesen, aber sein Antlitz besaß noch nicht seine Hülle und sein Körper hatte noch nicht wieder seine frühere Kraft und Geschmeidigkeit gewonnen. Er war als Rekonvalszent noch von dem schweren Arbeitsdienst befreit, da man jedoch sein Malertalent erkannt hatte, so wurde er dazu verwandt, die Offiziersgesellschaft frisch zu malen, wodurch er sich immerhin einige Franken zu dem elenden Sold hinzuverdiente. Einige Arabesken und künstlerische Verzierungen, die er anbrachte, hatten die Aufmerksamkeit des Obersten erregt, der in ihm den akademischen Maler erkannte, und ihn beauftragte, ein Bild der letzten Kämpfe der Legion mit den Beduinen zu malen.

Aber trotz dieser ihm willkommenen Arbeit fühlte Fritz das ganze Elend eines rechtlosen Söldners schwer auf sich lasten. Düster starrte er in die purpurne Glut des Weines, die Stirn mit der breiten roten Narbe in die Hand gestützt.

Mit mitleidigem Auge beobachtete ihn Joseph Gundlach, dichte Dampfwolken aus seiner kurzen Pfeife ziehend und ab und zu das Glas an die Lippen führend.

„Mußt den Kopf nicht hängen lassen, Kamerad", sagte er schließlich, die breite Hand auf Fritzens Schulter legend. „Bist ja jetzt fein heraus, wo der Kolonel dich protegiert; ich will jede Wette eingehen, daß du bald Soldat erster Klasse oder sogar Korporal wirst. Und dann hast du's gut. Ich wär' schon längst Korporal und Sergeant, wenn ich besser schreiben und rechnen könnte."

„Dein Kreuz der Ehrenlegion ist besser als die Korporalswürde. Das Kreuz bringt dir doch eine kleine Pension ein," meinte Fritz mit einem trüben Lächeln.

„Ja, das tut's. Na, wer weiß, vielleicht verschafft dir der Kolonel auch das Kreuz. Es wird wohl nächstens da hinten in Marokko losgehen, und da hast du Gelegenheit genug, dich auszuzeichnen. Also Kopf hoch! Stoß an — der Krieg soll leben!"

Sie tranken, doch Fritzens Laune wollte sich nicht bessern.

„Ich halte diese Sklaverei nicht länger aus, Grundlach," ächzte er. „Ich desertiere..."

„Mach' keine Dummheiten, Kamerad," fuhr der alte Legionär auf. „Wenn du die Tasche voll Goldstücke hättest, könnte es wohl gehen, dann kannst du dir Zivilkleider kaufen und auf der Eisenbahn nach der Küste fahren, wo du ein englisches oder italienisches oder gar ein deutsches Schiff triffst, das dich aufnimmt. Aber ohne Geld bist du verloren. Denk an die arabischen Gendarmen, die dir den Revolver vor die Nase halten und dich in Fesseln zurückbringen. Und wenn du dann mit einfachem Arrest von fünfzig Tagen davonkommst, kannst du von Glück sagen. Sonst kommst du vors Kriegsgericht, und dann bist du geliefert. Nein, nein, Kamerad — das ist nichts! Halt aus — fünf Jahre sind bald vorüber. Ich diene jetzt bald zehn Jahre..."

Der Kneipenwirt umschlich lauernd die beiden Soldaten. Er mußte wohl einige Worte ihres Gesprächs aufgefangen haben, ein schmunzelndes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich habe schöne Kleider zu verkaufen," flüsterte er. „Wenn die Herren nötig haben..."

Joseph Gundlach schlug mit der geballten Faust dröhnend auf den Tisch.

„Geh zum Teufel, du Hund!" rief er. „Hast schon manchen braven Legionär ins Unglück gestürzt. Wir brauchen deine Lumpen nicht. Da hast du dein Geld! — Komm, Fritz — laß uns gehen. Der Halunke hat uns belauscht."

Mürrisch erhob sich Fritz, er zögerte eine Weile, der Kneipenwirt winkte ihm heimlich zu, doch schimpfend zog ihn Gundlach fort.

„Laß dich mit dem Schuft nicht ein!" knurrte er. „Er haut dich doch übers Ohr."

(Fortsetzung folgt.)

— Schmerzlich. Belgien hat sich stets mit Stolz eine Filiale Frankreichs genannt. Da es jetzt üblich ist, alles zu verdeutschen, muß Belgien es sich gefallen lassen, hinfort eine Niederlage Frankreichs genannt zu werden.

Die Spionin.

Von Wilhelm Lobsien.

Der Zimmerkellner ging vor ihm her, als Breil die schwere Eichentreppe hinaufstieg. Er hatte die besten Gesellschaftsräume unter sich, der Place Charles Roger erhoben, und sie bis und Bekanntes sollten. Seit ich vor der Stadt in Nord bemerkte, wo jetzt die prall gefüllten deutschen Munitionszüge ein- und ausfahren.

Die Stufen in die zweite Etage genommen, schritten in Ring nach vorn, als er den Kellner verabschiedete: „Ist ihr nur eine Tür vorhanden, die in Madame Zimmer führt?"

„Nur die nach dem Korridor", bestätigte der andere.

„Sie klopfen und treten sacht ein, nahen entfernen Sie sich!"

„Jawohl, Herr Oberleutnant", sagte der Kellner und schlug die Hacken zusammen. Sie standen jetzt still. Der Kellner öffnete die äußere Tür und klopfte. Es kam keine Antwort. Er blickte sich unsicher und sagte leise: „Von innen steckt der Schlüssel im Schloß". Er klopfte wieder. Breil hatte in allen Nerven das Gefühl, daß jemand im Zimmer war, der niemals und angestrengt horchte. „Klopfen Sie noch einmal und versuchen Sie mit Ihrem eigenen Schlüssel zu öffnen", befahl er leise dem Kellner.

Jetzt erst kam eine Stimme von innen: „Wer ist da?"

„Der Kellner!" Wieder dauerte es eine Weile. Dann kam ein langsamer aber ziemlich bestimmter Tritt näher. Der Schlüssel wurde gedreht, die Tür geöffnet.

Da sagte der Kellner: „Der Herr Oberleutnant wünscht Madame zu sprechen." Darauf zog er sich zurück. Breil hatte ganz den Eindruck, daß dieser Ueberfall etwas perfid war, in seiner Form wenigstens peinlich, aber er trat ein. Er sah vor sich eine vielleicht fünfundzwanzigjährige junge Dame mit etwas brünettem Teint, dunklen Haaren, die ein einfaches blaues Schneiderkleid trug und offenbar zum Ausgehen bereit war.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gestört habe", sagte Breil höflich und salutierte. Er sah dabei, wie ihr Gesicht ganz normal und ohne die geringste Bewegung blieb. Kaum, daß vielleicht ihre Linien um eine Nuance kühler, reservierter geworden waren, was doch in Anbetracht der Fremdheit des Besuches nicht weiter erstaunlich schien.

Sie zwang sich jetzt sogar zu einem Lächeln und fragte liebenswürdig: „Womit kann ich dem Herrn Oberleutnant dienen?"

Breil kam sich in seiner Rolle plötzlich verlegen vor. Er sagte, während er das Gesicht der jungen Dame, die am Kamin stand, im Auge hielt: „Ich komme zu Ihnen in einer Mission, die eigentlich nicht mir obliegt . . ." Er hielt inne. Er fühlte einen merkwürdigen Druck in der Kehle. Er sah diese schlanke, graziöse Person plötzlich wie in einer Vision an einem warmen Maiabend auf der Bühne eines der kleinen eleganten Theater in der Avenue des Champs-Elysées.

„Aber was führt Sie denn hierher?" hörte er ihre klare melodiöse Stimme.

Er schöpfte erst Atem, ehe er weiter sprach, er fühlte sich vielleicht auch etwas hilflos, weil das Französische in seinem Munde etwas hart und abrupt klang. Aber er antwortete jetzt: „Sie haben sich im Hotel und vor dem Polizeikommissariat als belgische Staatsangehörige ausgewiesen. Es sind aber starke, sogar schlagende Beweise vorhanden, daß diese Identitätspapiere zwar nicht gefälscht, jedenfalls aber nicht Ihnen zugehörig sind."

Sie lächelte ganz harmlos: „Wie kommen Sie auf diese Idee?"

„Sie sind seit acht Tagen in Brüssel, wir wissen aber, daß Sie sich vor drei Wochen in Metz aufgehalten haben, und zwar mit einem deutschen Paß, auf Grund dessen Sie sich als Elsässerin legitimiert hatten. Sie waren in Metz wegen Spionageverdacht zwei Tage verhaftet und mußten wieder freigelassen werden. Inzwischen erfuhren wir, daß Sie aus der Schweiz kommend, in Singen die Grenze passiert haben mit dem Reiseziel Straßburg, wo Sie angeblich in Ihre Familie zurückkehren wollten . . ."

„Herr Oberleutnant", unterbrach sie ihn lächelnd . . .

Da sagte er: „Ich weiß aber persönlich, daß alle beide Pässe falsch waren, daß sie aus Bourges gebürtig sind. Ihres Berufes Schauspielerin und bis jetzt in Paris engagiert am Théatre F." . . . Seine Stimme hatte ruhig, klar und doch etwas müde geklungen. Als ob ein geheimer Schmerz in den Worten mitschwänge.

Ihre Mundwinkel zuckten jetzt leise, wie sie äußerte: „Da muß eine ganz furchtbare Täuschung vorliegen . . . ich bin . . ."

Er machte eine Handbewegung: „Das wird sich ja alles zeigen . . . Sie werden wegen Spionageverdacht verhaftet werden. Entdeckt man wieder nichts, dann wird einzig die Anklage wegen Führung eines falschen Namens gegen Sie erhoben. Sollte man aber, sei es in diesem Zimmer, in Ihrem Besitz oder in Ihrer Wohnung Dokumente finden, . . . ich . . ."

Es war im Zimmer sehr still geworden.

„Nur nur sagt Ihnen denn, daß ich auch die beweisende Dame aus Metz und Singen verhaftet werden muß?" fragte sie leise.

„Man hat Sie in Metz photographiert, Ihren Zweimasthlind genommen, ein Beweis Ihrer Identität. Bei Gelegenheit Ihrer Reise nach Metz . . . Sie sind . . . wie . . . ich . . ."

Sie hatte jetzt plötzlich wieder ihre ganze Haltung, und sagte fest verzagt: „Die Beweise werden hier ebenfalls . . . wie in Metz . . . geringste finden, . . . und der Fingerabdruck . . . Ich bin nicht Französin, noch viel weniger Schauspielerin gewesen . . ."

Da sagte er und starrte sie an: „Ich habe einen unfehlbaren Beweis gegen Sie. Sie werden nicht leugnen wollen, daß Sie sich im Monat April auf einer Autotour mit Ihrem Freunde, den Baron S., in Coen photographieren ließen. Der Baron S., welcher, wie ich erfahren habe, einem Kavalleriegeneral als Automobilist zugeteilt ist, ist mein rechtmäßiger Vetter. Die Familie meiner Mutter stammte ursprünglich aus Neuchâtel. Ich habe Constant S. wie jedes Jahr im Juni in Paris besucht. Er hat mir diese Photographie gezeigt, und weil sie mich interessierte, geschenkt. Ich habe sie zufällig in meiner Brusttasche getragen, und gestern abend, als man mir im Dossier die Photographien vorlegte, die von Ihnen auf der Place du Palais und dem Boulevard Waterloo vor dem Laden eines Juweliers gemacht worden waren, Sie sofort wiedererkannt." Er brach ab. Er hatte dies alles in einem Ton geäußert, als ob er sagen wollte: „Ich kann ja schließlich nichts dafür."

Sie war ans Fenster getreten, starrte auf den Platz hinunter und sagte kein Wort. Er fühlte, wie eine furchtbare Erregung in ihr war.

Er fuhr fort: „Ich weiß, daß Constant Sie unendlich liebt, und ich hätte es nicht über mich gebracht, Sie einfach von einem Unteroffizier verhaften zu lassen. Ich weiß nicht, was Sie für Gründe gehabt haben, diese furchtbare Mission zu übernehmen. Ich weiß auch nicht, ob Sie es mit Constants Einwilligung getan haben — es steht mir nicht zu, das zu beurteilen. Aber wenn ich Ihr Schicksal auch nicht ändern kann, so möchte ich es Ihnen erleichtern, so gut es mir möglich ist . . ."

Sie hatte jetzt den Kopf gedreht. Ihr Gesicht mit den dunklen, stark glänzenden Augen hatte einen starren, vergeistigten Zug bekommen. Den Mund hatte sie halb offen: „Ich würde erschossen werden?" fragte sie leise. Er sah, wie sie langsam und mit großer Mühe atmete . . . „wenn man etwas bei mir fände . . ." setzte sie hinzu. — „Ja", sagte er. Sie setzte sich in den Fauteuil ans Fenster und lag mit geschlossenen Augen zurückgelehnt, als ob sie sich zu irgendeiner letzten Anstrengung sammelte, und plötzlich raffte sie sich auf und sagte keck, fast drohend: „Gut, lassen Sie die Beamten kommen, man soll das Zimmer untersuchen . . ."

Er erwiderte ohne Nachdruck: „Ich bin ebenso sicher wie Sie, daß die Dokumente gefunden werden. Verlassen Sie sich nicht auf eine solche Ausflucht!"

Wieder schwieg sie. Es war, als ob der Kampf und die Verwirrung sie hin und her rissen, bis sie sich plötzlich gelassen und ruhig aufrichtete: „Sie haben recht", sagte sie leise, „es wäre töricht, hier unvorsichtig zu sein . . ." Und fast höhnisch fuhr sie fort: „Wenn Sie eine Viertelstunde später gekommen wären, hätte man nichts mehr gefunden..."

Er zuckte mit den Achseln.

Sie sah jetzt mit großen Augen nach ihm hin, schien einen Entschluß zu fassen und sagte dann: „Ich verstehe, daß Sie ein großes Interesse haben, die Dokumente in die Hände zu bekommen, aber was kann Ihnen denn meine Person dabei nutzen . . ." Sie hatte das leichthin geäußert, wie jemand, der noch Kraft und Vertrauen in sich hat.

Er hatte den rechten Arm auf den Kamin aufgestützt und antwortete: „Sie vergessen, daß die Spionage an sich schon als Tat strafbar ist. Zudem sind die Dokumente Nebensache. Denn alles, was Sie gesehen und erfahren haben, steht in Ihrem Gehirn . . ."

Als ob sie den Einwand gar nicht gehört hätte, fuhr sie fort: „Ich würde Ihnen alles, was gegen mich ist, in einer Lederbrieftasche übergeben und beschwören, daß ich während der Dauer des Krieges nicht nach Frankreich zurückkehre. Sie hätten nur für eine Minute eine Etage tiefer zu gehen und nach dem Kellner zu rufen, und ich versichere Ihnen, daß ich während dieser Minute verzweifelter verhaftet werden könnte . . ."

Er sagte: „Das ist unmöglich . . ."

Sie fuhr mit gerissener Stimme fort: „Ich habe Schwestern bei mir, die alles, was für mich belastend ist, in wenigen Sekunden spurlos verschwinden lassen. Sie stehen für ein paar Augenblicke die Augen schließen. Sie hören nur Wort und Tat nicht gehören, und doch könnte Sie mich dann gefesselt erklären lassen." Er sagte: „Das ist aber mir . . ." Sie sprach mit wiederum Mitleid und Bedauern: „Sie sind ein tapferer Mensch. Sie würden für die Rettung Ihres Bruders alles gewagt und alles getan haben. Sie dürfen Bedenken nicht gegenüber, und mich jetzt verhaften. Ich bin eine gefährliche Kundschafterin, die Gleichgültigkeit eines Menschen, der Ihr Feind ist, und der doch dem Blut Ihrer Familie in seinen Adern hat. Die Freundin eines Mannes, den ich liebe und für den ich mich hundertfach geopfert hätte. Die höchsten Offiziere haben mit die Hand gedrückt, als ich das Wagnis unternahm. Es war der größte Moment meines Lebens, als ich das Furchtbare auf mich lud, denn ich wagte und kämpfte für mein Land, ich hatte in den Augen seiner heißesten Not verflucht, daß ich kein Mann, sondern nur eine schwache Frau war. Jetzt aber wurde ich frei, jetzt konnte ich mein Teil dazu tun, wie all die tausend anderen . . . Sie sind Offizier. Sie müssen fühlen, wie groß mein Leben durch dieses Opfer wurde. Bin ich unehrlich, bin ich nicht Ihres Mitleids würdig?"

Er sprach mit gesenktem Blick: „Wer so kämpft, muß auch zu sterben wissen . . ."

Ihre Augen wurden starr: „Aber ich kann das ja nicht, ich bin jung. Ich habe eine Seele und einen Körper, der nach Leben verlangt, ich habe einen Namen, der Tausende vibrieren macht, ich habe die Stücke unserer besten Dichter gespielt, ich . . . und ich liebe ihn, der Ihnen vielleicht ist wie ein Bruder . . . ich liebe ihn über alles, und Sie könnten mich für ihn retten, Sie könnten alles ungeschehen machen . . ."

„Nein", entgegnete er.

Sie war aufgestanden — wie in einer verzweifelten erschütterten Ekstase stand sie da: „Gibt's kein Mittel, himmlischer Vater, gibt's kein Mittel?"

„Es gibt keines", antwortete er entgeistert und tonlos.

„Dann lassen Sie mich verhaften", sagte sie trotzig gekränkt, wie ein namenlos unglückliches Kind.

Er schaute an ihr vorbei, und seine Stimme klang müde und doch bestimmt: „Man würde Sie innerhalb vierundzwanzig Stunden an eine Wand stellen und erschießen . . ."

Ihre Augen blitzten auf: „Ja, ist denn eine Hoffnung vorhanden, daß dies nicht geschehen wird?"

„Ja", sagte er, „darum bin ich gekommen. Sie werden mir jetzt die Papiere hier auf den Kamin legen. Ich gebe Ihnen dafür ein Entgelt." Er zog einen kleinen Revolver mit einem Elfenbeingriff aus der Tasche und legte ihn vor den großen vergoldeten Spiegel, der auf dem Kamin stand. Nun fuhr er fort: „Dann werde ich Sie für ein paar Minuten allein lassen. Wenn ich nachher wieder ins Zimmer trete, werden Sie tot sein."

Sie war blaß geworden und stammelte mit weit aufgerissenen Augen: „Sie sind entsetzlich!"

Er sagte: „Das ist ein Dienst, den ich nur meinem besten Kameraden leisten würde . . ." Es war, als ob plötzlich eine furchtbare und unheimliche Atmosphäre ins Zimmer gekommen wäre. Als ob ein Alp sie bedrückte, oder als ob sie sich in einem luftleeren Raum gegenüberständen, rangen beide nach Atem.

Sie war wieder in den Fessel zurückgesunken und sprach hilflos wie ein Kind: „Aber bedenken Sie, ich kann doch nicht sterben . . . ich kann es doch nicht . . ." Sie hatte ihre Hände verkrallt, ihr Gesicht war in der Erregung ganz weiß geworden. Er antwortete nicht. Sie horchten wieder beide, als ob sich etwas Entsetzliches, Grauenvolles von Sekunde zu Sekunde näherte. — „Lassen Sie mich frei", stöhnte sie wieder. „Bedenken Sie, wer ich bin . . . was kann Ihnen mein Tod nutzen?"

„Mit Ihrem Leben steht die Existenz von Tausenden von Soldaten auf dem Spiel. Selbst wenn ich Ihnen alles abnähme, können Details, die sich in Ihr Gedächtnis eingegraben haben, für uns grausame Folgen haben. Tausende können darum sterben müssen, Tausende, die Frauen und Kinder ernähren, um die Frauen und Kinder bangen . . ." Sie war aufgestanden: „Aber Sie können mich ja einkerkern lassen . . ."

Er antwortete: „Es gibt ein Gesetz der Gerechtigkeit. Sie sind eine Frau und haben die Rolle eines Mannes übernommen. Sie werden wie ein Mann büßen müssen . . . Seien Sie stark, nehmen Sie es auf sich, wie ein Soldat das Letzte auf sich nimmt." Sie stand da. Das Kinn war ihr auf die Brust gesunken. Tränen rollten ihr über die Wangen und in den Mund: „Es ist mir, als ob mir gut mitgeteilte Stücke meines Herzens entrissen und mich langsam zerdrückten". Kommte sie. „Haben Sie Erbarmen!" Flehte sie heraus. „Haben Sie Erbarmen . . . Ich will einverstanden sein mein Leben lang, aber ich will noch einen Sonnenschein, noch ein Stück Blau sehen . . ."

Er schaute hell eingeschüchtert zu Boden. Die Sonnenstrahlen, scheinbar Morgen kam eine in den Hof. Die Fensterscheiben glänzten. Er schaute zu ihr. Er antwortete: „Es ist . . . Ich . . . Ich . . . Ich